



ALBRECHT KOSCHORKE

**Der prägnante Moment fand nicht statt.
Vaterlosigkeit und Heilige Familie in Lenz' *Hofmeister***

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation: Peter-André Alt u.a. (Hg.), *Prägnanter Moment. Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik. Festschrift für Hans-Jürgen Schings*. Würzburg 2002. S. 91-103.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/lenz/hofmeister_koschorke.pdf>

Eingestellt am 16.08.2004

Autor

Prof. Dr. Albrecht Koschorke

Universität Konstanz

Fachbereich Literaturwissenschaft

Germanistik

78457 Konstanz

Emailadresse: Albrecht.Koschorke@uni-konstanz.de

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Albrecht Koschorke: *Der prägnante Moment fand nicht statt. Vaterlosigkeit und Heilige Familie in Lenz' Hofmeister* (16.08.2004).

In: Goethezeitportal. URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/lenz/hofmeister_koschorke.pdf>

(Datum Ihres letzten Besuches).

ALBRECHT KOSCHORKE

**Der prägnante Moment fand nicht statt.
Vaterlosigkeit und Heilige Familie in Lenz' *Hofmeister***

I.

Im Jahr 1980 entspinnt sich in der Lenz-Forschung eine denkwürdige Kontroverse. Ausgelöst wird sie durch Claus O. Lappe, der Lenz' Komödie *Der Hofmeister* einer penibleren Lektüre unterzieht, als es bis dahin üblich war. Unter dem Titel *Wer hat Gustchens Kind gezeugt?* berichtigt er einen verbreiteten Irrtum: daß nämlich der Hofmeister Läufer Vater des illegitimen Kindes der Majorstochter sei. Diese naheliegende Annahme, so argumentiert er, sei falsch, weil ihr die Zeitstruktur des Stückes widerspreche. Gustchen ist nach ihrer Flucht aus dem Elternhaus in einer Bettlerhutte im Wald niedergekommen. Zwei Tage nach der Geburt macht sie sich auf, um ihren Vater zu suchen (IV.2). Übereinstimmend wird aber im gleichen Akt von drei Personen beteuert, daß Gustchen ein ganzes Jahr lang von ihrer früheren Umgebung und damit auch von ihrem Erzieher getrennt gewesen sei.¹ »Diese wiederholten Hinweise«, folgert Lappe, »schließen einen Irrtum Lenzens und damit natürlich auch die Vaterschaft Läufers aus.«² Der Germanist hat dem Dramenhelden, wie er selbst schreibt, auf rein interpretatorischem Weg zu einem »Alibi« verholfen.³

Lappe läßt es damit jedoch nicht bewenden. Um den Hofmeister vollends zu entlasten, muß er auch, mit mehr oder weniger zwingenden Gründen, dessen Selbstbeichtigungen entkräften.⁴ Und auch das reicht dem Interpreten nicht aus. Wo ein Kind ist, muß ein Vater sein – nach dieser Logik werden nun weitere Zeitlücken und –verschiebungen des Dramas geprüft. Dabei stellt sich heraus, daß trotz magerer positiver Indizien im Text für die Vaterschaft nur ein Kandidat in Frage kommt. Als nämlich Fritz von Berg sich von seiner geliebten Cousine Gustchen losreien muß und zum Studium vom ostpreuischen Insterburg ins sächsische Halle übersiedelt, gesellt sich ihm sein leichtfertiger Landsmann Pätus hinzu, der wegen Schuldenmacherei vorübergehend im Gefängnis landet und überdies durch seine Amouren auffällt. Dieser Pätus ist, Lappes Rekonstruktionen zufolge, der einzige, der sich zur fraglichen Zeit in die Nähe des Tatorts begibt. Lappe konzedierte zwar, daß sich »ein eindeutiger

¹ Es handelt sich um den Major (Lenz, *Hofmeister*, IV.1), Gustchen selbst (IV.2) und den Schulmeister Wenzeslaus; auch Läufer beteuert, Gustchen nicht noch einmal gesehen zu haben (IV.3). Ich zitiere den *Hofmeister* im folgenden nach JAKOB MICHAEL REINHOLD LENZ: *Werke und Briefe in drei Bänden*. Hg. von SIGRID DAMM. München, Wien 1987, Bd. 1, S. 41-123, unter Angabe von Akt, Szene und Seitenzahl im laufenden Text.

² CLAUS O. LAPPE: *Wer hat Gustchens Kind gezeugt? Zeitstruktur und Rollenspiel in Lenz' Hofmeister*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 54 (1980), S. 14-46, hier S. 17.

³ Ebd., S. 16.

Vaterschaftsnachweis [...] aus dem Stück selbst nicht erbringen« lasse,⁵ aber er macht eine heimliche, gleichsam hinter den Kulissen des Dramentextes ins Werk gesetzte Vaterschaft des Pätus wahrscheinlich.⁶ Immerhin stellt sich ja die blinde Alte, die dem entflohenen Gustchen im Wald Gesellschaft leistet, am Ende als Pätus' verstoßene Großmutter heraus.

Mit seinem Indizienbeweis provoziert Lappe den Einspruch eines Fachkollegen, des Karlsruher Germanisten Jan Knopf. Knopf seinerseits nimmt Pätus in Schutz, der doch nach den Worten seines Freundes Fritz trotz scheinbarer Dreistigkeit »blöde gegen's Frauenzimmer« geblieben sei.⁷ Er lenkt den Verdacht auf einen weniger sympathischen Hallenser Studienfreund, Herrn von Seiffenblase. Auch Seiffenblase taucht nämlich später in Insterburg auf, und er tut sich dort durch erotische Intrigen hervor. Allerdings fehlt auch im Fall Seiffenblases ein eindeutiger Beleg. Wie Lappe kann sich Knopf für den positiven Beweis einer Vaterschaft nur auf wenige verstreute Textspuren berufen.

II.

Daß Lenz' Theaterstück eine große Zahl an handlungslogischen Unstimmigkeiten enthält, ist oft bemerkt worden. Die Forschung ist damit auf unterschiedliche Art umgegangen: indem sie solche Widersprüche entweder ignorierte oder hermeneutisch zu schlichten versuchte, oder aber indem sie Lenz den Willen zu plakativer dramaturgischer Unglaubwürdigkeit unterstellte.⁸ Die Kontroverse des Jahres 1980 besticht demgegenüber durch den beträchtlichen Aufwand an Textdurchdringung und Phantasie, den die Interpreten betreiben, um eine offenbare Plausibilitätslücke durch eigene Interpolationen möglichst schnell aufzufüllen. Eine empfindliche Lücke, die mehr aufs Spiel setzt als Fragen der Sexualmoral. Es geht um nichts weniger als das natürliche Fundament der Familienordnung, die im fünften Akt des *Hofmeisters* durch drei parallele Heiraten so ostentativ restauriert werden soll.

Offenbar war den Lenz-Forschern der achtziger Jahre der Gedanke an ein nicht nur illegitimes, sondern in Hinsicht auf seine natürliche Abkunft schlechthin vaterloses Kind wenig geheuer. Durch die Schließung der Zeitlücke, die das Drama bei wörtlicher Lektüre aufklaffen läßt, haben sie nicht allein diesen biologischen Mangel zu beheben versucht. Dahinter stand wohl auch die Absicht, Lenz' auktoriale Kontrolle über sein eigenes Werk außer Zweifel zustellen. Und Werkherrschaft wurde ja in der hermeneutischen Ge-

⁴ Ebd., S. 18 ff.

⁵ Ebd., S. 32.

⁶ Ebd., S. 34.

⁷ JAN KNOPF: Noch einmal: Pätus. Zur Vaterschaft in Lenz' *Hofmeister*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift 54 (1980), S. 517-519. Zitat: Lenz, *Hofmeister*, IV.6, S. 95.

⁸ Letzteres vertritt KARL EIBL: »Realismus« als Widerlegung von Literatur. Dargestellt am Beispiel von Lenz' *Hofmeister*. In: *Poetica* 6 (1974), S. 456-467.

schlechtsmetaphorik um 1800 ebenfalls als eine Art von Vaterschaft verstanden.⁹

Zu anderen Ergebnissen kommt, wer die Lücke, die sich in der natürlichen Kausalfolge des Dramengeschehens zeigt, schlicht als Texttatsache anerkennt. Wenn Lenz nicht nur, um den Preis eines Strickfehlers an neuralgischer Stelle, einen effektvollen Theaterplot kompilierte und wenn er seine Interpreten nicht zu kriminalistischem Scharfsinn bei der Erstellung exegetischer Vaterschaftstests anstiften wollte, so müssen diese Auslassung selbst und das Rätsel, das sie aufgibt, zur Tiefenstruktur seines Stückes gehören. Dann ist das Fehlen einer stimmigen biologischen Dimension möglicherweise organisierender Teil der Familiengründungsgeschichten, um die das Drama kreist. Und folglich wäre nach der zeitgenössischen Codierung solcher Geschichten zu fragen, um Lenz' Stück als eine literarische Experimentalanordnung zu entziffern, in der das spannungsvolle Verhältnis zwischen Ehe, Familie und Prokreation, wie es sich in der Umbruchzeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts neu konfiguriert, sowohl sprachlich wie handlungstechnisch durchmessen wird.

III.

Ein Hauptthema des Stückes ist das Zerwürfnis zwischen Vätern und Kindern, oder allgemeiner: zwischen den Generationen. Die von vielen Interpreten als unglaublich empfundene Versöhnungsfeier am Schluß¹⁰ stellt die genealogischen, familiären und emotionalen Bindungen wieder her. Herr von Berg und sein Sohn Fritz vereinen sich in Harmonie, desgleichen der Major und Gustchen, seine abtrünnige Tochter, der alte Pätus bekennt sich sowohl zu seiner Mutter als auch zu seinem männlichen Nachkommen und befestigt die restituierte Familienlinie durch Erbschaft und Verheiratung. Die Kinder werden von ihrer Schuld freigesprochen und aus unglücklichen Verstrickungen erlöst; die verlorenen Söhne¹¹ kehren heim; Gustchens Fehltritt ist ihr verziehen. Aber auch die Väter durchlaufen einen Wandlungsprozeß. Hatten sie sich erst starrsinnig und tyrannisch gebärdet, so finden sie sich am Ende in das zeitgemäßere

⁹ Zur Begrifflichkeit: HEINRICH BOSSE: Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit. Paderborn u.a. 1981. – Im Hinblick auf die Geschlechtermetaphorik vgl. meinen Aufsatz *Geschlechterpolitik und Zeichenökonomie. Zur Geschichte der deutschen Klassik vor ihrer Entstehung*. In: RENATE VON HEYDEBRAND (Hg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*. Stuttgart, Weimar 1998, S. 581-599.

¹⁰ Auf dieser Unglaublichkeit insistiert EIBL (>Realismus< als Widerlegung von Literatur) um daran die These zu knüpfen, Lenz habe die von den Zuschauern vorgenommene Identifikation zwischen Realität und Literatur komödiantisch dementieren wollen.

¹¹ Vgl. ALBRECHT SCHÖNE: Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne. Göttingen ²1968. Zu Lenz' *Hofmeister*: S. 92-138. – Schöne deutet die Einzelepisoden in Lenz' Drama als »Variationsreihe« (S. 115) des biblischen Gleichnisses vom verlorenen Sohn.

Rollenmuster des zärtlichen Patriarchen.¹² Das Drama mündet also in einer *Modernisierung der Vaterschaft*, wie ja am Ende überhaupt eine umfassende Neufassung des pädagogischen Systems gefordert wird: an die Stelle der vererblichen Hofmeistererziehung tritt die Allianz von liebenden Vätern und staatlichen Schulen. »Wenigstens, mein süßer Junge«, sagt Fritz zu dem Kind, das nicht seines ist, aus dem ihm aber »das Bild seiner Mutter« entgegenseht, »werd' ich dich nie durch Hofmeister erziehen lassen.«¹³ Dann fällt der Vorhang.

Mit der Recodierung der väterlichen Instanz geht ein neues Paradigma der Partnerfindung zusammen. Und damit ist das zweite dramatische Hauptthema genannt. Von den Randepisoden abgesehen, führt das Stück zwei parallele und sich wechselseitig kommentierende Eheanbahnungen vor: zwischen Fritz von Berg und Gustchen einerseits, ihrem ehemaligen Hofmeister Läufer und dem Dorfmadchen Lise auf der anderen Seite. Das Schlüsselereignis in diesem Zusammenhang bildet die von Läufer (alias Mandel, wie er sich später nennt, also Mann im Diminutiv) nach der unglücklichen Affäre mit seiner Schülerin an sich selbst vollzogene Kastration.¹⁴

Lenz richtet mit der doppelten Heirat nicht nur die durch die Mesalliance zwischen Hofmeister und adliger Tochter gestörte Ständeparität wieder ein. Die Affäre dient auch nicht allein dem plakativen Zweck, Mißstände des herkömmlichen Erziehungssystems – durch Delegation väterlich-staatlicher Aufgaben an eine unberufene, der mütterlichen Despotie ausgelieferte Instanz, nämlich den Hofmeister – offenzulegen. Sie markiert überhaupt die Schwelle zu einem neuen Ehemodell. Die Reform des Generationenvertrages und die Änderung des Status der ehelichen Partnerschaft greifen unmittelbar ineinander.

In beiden Hinsichten wird nämlich das *Gefühl*, die zärtliche Neigung, zum tragenden Fundament. Unbesonnenheit der Kinder und Härte der Väter sind komplementäre Erscheinungen in einer noch nicht von dem neuen Ge-

¹² Vgl. BENGT ALGOT SØRENSEN: *Herrschaft und Zärtlichkeit. Der Patriarchalismus und das Drama im 18. Jahrhundert.* München 1984.

¹³ LENZ: *Hofmeister*, V. Akt, Letzte Szene, S. 123. Vgl. das Gespräch zwischen Herrn von Berg und dem Pastor Läufer über öffentliche und Privaterziehung in II.1.

¹⁴ Zu diesem Motiv: WERNER HERMANN PREUSS: *Selbstkastration oder Zeugung neuer Kreatur. Zum Problem der moralischen Freiheit in Leben und Werk von J.M.R. Lenz.* Bonn 1983. Preuß liest ›Kastration‹ als Allegorie für fehlende »Liebes- und Empfindungsfähigkeit, für den Verlust an Einfühlungsvermögen und geistiger Penetration, für die Verstümmelung an der Potenz im biblischen Sinne, wahrhaft neues, menschliches Leben zu erzeugen und frei zu handeln« (S. 51), und bringt zeitgenössische Zitatbelege für die Darstellung des in bürgerliche Zwänge eingefügten Lebens als »Verstümmelung« der Natur an (86f). – GERT MATTENKLOTT: *Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang.* Königstein im Taunus ²1985, S. 152 ff. MattenkloTT findet in der Gestalt Mandels christologische Anklänge, wie er überhaupt in Lenz' Komödie eine Fülle an religiös-spirituellen Bezügen nachweist. – Anders EIBL (›Realismus‹ als Widerlegung von Literatur) der »die Ehe des Kastraten Läufer« als pure »Absurdität« ansieht (S. 462) und deshalb vor Über-Interpretationen warnt – was seinerseits eine ›Unter-Interpretation‹ sein dürfte.

fühlsideal der vernünftigen Liebe durchdrungenen Welt. Beides sind auf ihre Weise Exzesse, beide Haltungen sind von schuldhafter Leidenschaftlichkeit geprägt. Der Weg von der Welt der Leidenschaften zur Welt der Liebe führt durch eine Serie von Reuebekundungen und Konversionen. Welcher Schwelvenzoll dabei gefordert ist, symbolisiert Läubfers Kastrationsakt auf drastische Weise. In den Reden des Schulmeisters Wenzeslaus bringt Lenz die semantische Tragweite dieser Handlung zum Ausdruck. Der Schulmeister stilisiert den entlaufenen und verschnittenen Läufer alias Mandel zu einer regelrechten Erlöserfigur – als Nachfahre der Anachoreten, Wiedererwecker der christlichen Askese, Hoffnungsträger in einem chiliastischen Szenario:

LÄUFFER. [...] Ich weiß nicht, ob ich recht getan – Ich habe mich kastriert ...

WENZESLAUS. Wa – Kastrier – Da mach ich Euch meinen herzlichen Glückwunsch drüber, vortrefflich, junger Mann, zweiter Origenes! Laß dich umarmen, teures, ausgewähltes Rüstzeug! Ich kann's Euch nicht verhehlen, fast – fast kann ich dem Heldenvorsatz nicht widerstehen, Euch nachzuahmen. So recht, werter Freund! Das ist die Bahn, auf der Ihr eine Leuchte der Kirche, ein Stern erster Größe, ein Kirchenvater selber werden könnt. Ich glückwünsche Euch, ich ruf Euch ein *Iubilate* und *Evoë zu, mein geistlicher Sohn* – [...].

LÄUFER. Bei alle dem, Herr Schulmeister, gereut es mich. (V.3, 102f.)

In den Augen des Schulmannes verwirklicht der »geistliche Herr« Mandel, wie ihn später seine Zukünftige tituliert (V.10, 117), so etwas wie ein protestantisches Gegenstück zum heiligen Zölibat. Daß Läufer-Mandel von seiner eher unheroischen charakterlichen Ausstattung her solchen hehren Attributionen nicht recht entspricht, stuft seine Bußhandlung keineswegs auf den Rang einer bloßen Scurrilität zurück. Denn er geht mit der »göttlichen Lise«, wie er seine Braut nennt, nun eine Ehe neuen Typs ein:

WENZESLAUS. [...] Lise, es läßt sich dir so nicht sagen, aber du kannst ihn nicht heiraten; es ist unmöglich.

LISE. Warum soll es denn unmöglich sein, Herr Schulmeister? Wie kann's unmöglich sein, wenn ich will und wenn er will, und mein Vater auch es will? Denn mein Vater hat mir immer gesagt, wenn ich einmal einen geistlichen Herrn bekommen könnte –

WENZESLAUS. Aber daß dich der Kuckuck, er kann ja nichts – Gott verzeih mir meine Sünde, so laß dir doch sagen.

LÄUFER. Vielleicht fodert sie das nicht – Lise, ich kann bei dir nicht schlafen.

LISE. So kann Er doch wachen bei mir, wenn wir nur den Tag über beisammen sind und uns so anlachen und uns einweilen die Hände küssen – Denn bei Gott! Ich hab' ihn gern. Gott weiß es, ich hab' Ihn gern.

LÄUFER. Sehn Sie, Herr Wenzeslaus! Sie verlangt nur Liebe von mir. Und ist's denn notwendig zum Glück der Ehe, daß man tierische Triebe stillt?

WENZESLAUS. Ei was – *Connubium sine prole, est quasi dies sine sole* ... Seid fruchtbar und mehret euch, steht in Gottes Wort. Wo Eh' ist, müssen auch Kinder sein.

LISE. Nein, Herr Schulmeister [...]. (V.10, 117)

Der Disput, den das Brautpaar mit dem Schulmeister führt, zieht die Konsequenzen aus der veränderten Definition der Ehe, die sich im 18. Jahrhundert durchsetzt. Wenzeslaus vertritt eine altmodisch gewordene Ansicht: daß die Ehelosigkeit der Ehe moralisch vorzuziehen sei; wenn aber die Ehe eingegangen werde, dann diene sie vorrangig dem Zweck der Kinderzeugung. Die jungen Leute dagegen sind auf dem Stand der zeitgenössischen Debatte. Ihnen ist offenbar bekannt, daß sich innerhalb der in der Eheologie tradierten »Zwecktrias von ›propagatio proli‹, ›extinctio libidinis‹ und ›mutuum adiutorium‹«, also von Kinderzeugung, Unschädlichmachung der Triebe und wechselseitiger Hilfeleistung, »eine fortschreitende Innenwendung zur Gattenbeziehung selbst« abgespielt hat.¹⁵ Aus dem *mutuum adiutorium*, das zum wichtigsten und die anderen umschließenden Eheziel avanciert, entwickelt sich die autonome moderne Partnerschaftsehe – in Deutschland begünstigt durch pietistische Verinnerlichungsimpulse.¹⁶ Der neuen Ehephilosophie gilt die Liebe der Ehepartner als der tiefste, spirituell zu verstehende Grund der Verbindung; einer Verbindung, die sozial entpflichtet wird und ihren Zweck in sich selber trägt.

Dadurch ändert sich das Verhältnis zwischen Ehe und geschlechtlicher Aktivität, und zwar mit durchaus praktischen Konsequenzen. Unter anderem läßt sich nun nicht mehr fraglos annehmen, daß Zeugungsunfähigkeit zur Ehe schlechthin untüchtig mache. Derartige Fälle werden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kontrovers diskutiert. Lenz ist diese Kontroverse durch einen ihm persönlich bekannten livländischen Autor namens August Wilhelm Hupel geläufig, dessen Schriften *Vom Zweck der Ehen. Ein Versuch, die Heirat der Kastraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu verteidigen* sowie *Origenes oder von der Verschneidung* wenige Jahre vor dem *Hofmeister* erscheinen. Ja, man könnte sogar eine direkte intertextuelle Verbindung herstellen, und zwar durch einen strittigen Rechtsfall, den Hupel kolportiert:

Ein junger Mensch von fünf und zwanzig Jahren, von dem Gefühl seiner Bedürfnisse bewegt, sucht sich eine Gehülfin aus; beyde verloben sich, ihre Liebe war so rein als aufrichtig. Mit einmal verbreitet sich ein drohendes Ungewitter über ihre aufblühenden Freuden, denn es läuft das Gerücht von der Unfähigkeit des Bräutigams. Die Braut war hierbey sehr gleichgültig; aber der Prediger des Orts, in seiner Theologie wohl unterrichtet, verweigert die Trauung. In dieser Verlegenheit wendet sich der arme Verliebte an einen Stadt und Land=Physicus; dreist auf sein Gefühl unterwirft er sich der Besichtigung; er besorgte nichts widriges, aber er war reich. Aerzte glauben auch, sagt man, was die Kirche glaubt; das Attestat wird ausgestellt. Der Physicus hat keinen Testiculus gefunden; vielleicht hatte sie der Bruchschneider, der den jungen Menschen in seiner Kindheit von einem Bruchschaden heilen wollte, mit hinweg geschnitten. Das mag andere klüger machen! Genug es waren keine Saamengefäße fühlbar, und das Zeugungsglied schien auch nicht von der besten Be-

¹⁵ STEPHAN BUCHHOLZ: Recht, Religion und Ehe. Orientierungswandel und gelehrte Kontroversen im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1988, S. 417.

¹⁶ Ebd., S. 419 ff.; 288 ff.

schaffenheit zu seyn. Der Schluß des Attestats erklärte den Besichtigten für untüchtig zur Ehe, weil er derselben Zweck nicht erfüllen könnte. Der unerwartete Ausschlag machte seine Wünsche heftiger, zumal da die Braut öffentlich bezeugte, daß sie ohne alle Absicht mit ihm zufrieden leben wolle. Die Sache gelangt an das Consistorium; die Stimmen sind getheilt, doch das Ehegesuch wird abgeschlagen, und beyde an den Landesfürsten verwiesen.¹⁷

Hupel äußert heftige Kritik an der orthodoxen Auffassung, Hauptzweck der Ehe sei das Kinderzeugen.¹⁸ Wenn seiner Definition zufolge die Ehe »die inigste Vereinigung zweier Personen von verschiedenem Geschlechte« ist, »die durch gegenseitige Hülffleistung ihre gemeinschaftliche Wohlfahrt befördern wollen«,¹⁹ so ergibt sich daraus nicht nur ein Argument für eine Liberalisierung des Scheidungsrechts,²⁰ sondern auch das von Hupel energisch verfochtene Recht der Kastraten auf Ehe²¹ – ein offenbar in der sozialen Praxis noch des 18. Jahrhunderts keineswegs abseitiges Plädoyer.²² Insofern souffliert Hupels Schrift Lenz' entmanntem Hofmeister und seiner Geliebten die Verteidigung ihres Heiratswunsches.

Doch es geht hier um mehr als um die Durchsetzung eines unkonventionellen Glücksanspruchs. Denn auch der Schulmeister Wenzeslaus könnte sich in seiner sonderlingshaften Beredsamkeit auf Hupel berufen. Allerdings weniger auf den *Zweck der Ehen* als auf Hupels zweite Schrift *Origenes oder von der Verschneidung*. In diesem Werk buchstabiert der livländische Prediger das Jesuswort vom Himmelreich der Verschnittenen aus (Mt. 19,12). Zwar bekennt er anfangs feierlich, daß Entmannung »Unsinn« wäre;²³ er wolle nur für ein besseres Verständnis der Lage der Verschnittenen kämpfen.²⁴ Aber er denkt doch die Moral und sogar die Ehe von den Vorzügen einer dauerhaften Enthaltensamkeit her:

Nur die Vereinigungen sind dauerhaft, wo Zärtlichkeit, Freundschaft, Wohlwollen, gesellige Freuden, nie versagte Dienstleistung, beförderte Wohlfahrt, Zutrauen, dieselbe täglich fester knüpfen. Sie bestehen, ihr etwaniges erstes Triebrad, der Beyschlaf, mag in der Zahl der gemeinschaftlichen Vergnügungen Platz finden, oder davon ganz ausgeschlossen seyn.²⁵

¹⁷ AUGUST WILHELM HUPEL: *Vom Zweck der Ehen, ein Versuch, die Heurath der Castraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu vertheidigen*. Riga 1771. Reprint Frankfurt am Main 1985. Hg. von CLAUDIETER SCHOTT, S. 37f.

¹⁸ Ebd., S. 19 ff.

¹⁹ Ebd., S. 86.

²⁰ Ebd., S. 113 ff.

²¹ Ebd., S. 105 ff.

²² Clausdieter Schott weist im Vorwort zu Hupels Schrift allein auf die große Zahl von kastrierenden Sängern hin (ebd., S.25f.).

²³ AUGUST WILHELM HUPEL: *Origenes oder von der Verschneidung, über Matth. 19. V.10-12. Ein Versuch, zur Ehrenrettung einiger gering geachteten Verschnittenen*. Riga 1772, S. 8.

²⁴ Ebd., S. 10f.

²⁵ Ebd., S. 30.

Den Kirchenvater Origenes, der sich selbst entmannte, sieht Hupel »als einen glücklichen mehr als den Rest anderer Menschen von den Fesseln des Thierischen losgewunden, mehr zu hohen Empfindungen, zu großen Gedanken, und in der Kirchensprache zu reden, zu dem Umgange mit Gott mehr aufgelegt.«²⁶ Zunehmend wird die *Origenes*-Schrift von einem heiligen Furor der Verschneidung ergriffen, allerdings ohne daß darum der Ehestand herabgesetzt werden soll. Das genau ist der Punkt, an dem der alte Wenzeslaus in Lenz' Stück den Ausführungen Hupels nicht mehr zu folgen vermag. Dem Theologen ist es nämlich gerade darum zu tun, das Eheleben selbst von allzu fleischlichen Konnotationen zu reinigen. Die Ehe, so der Tenor seiner Abhandlungen, die hierin repräsentativ für das aufklärerische Eheschrifttum überhaupt sind, emanzipiert sich vom Zeugungsgeschäft. Sie macht sich in ihrem tieferen, spirituellen Verständnis unabhängig von körperlichem Vollzug. Deshalb sind Enthaltsamkeit und Gattenliebe nicht nur miteinander vereinbar, sondern gewinnen gerade in dieser Kombination an sittlichem Wert. Denn nichts ist höher zu veranschlagen, als wenn der Schauplatz der sexuellen Reproduktion selbst heilig gemacht und damit das menschliche Dasein in seiner Totalität gottgemäß wird.

Man fühlt sich an das altkirchliche Modell der keuschen Ehe erinnert, das im Zuge der aufklärerischen Ehereform zu neuer Aktualität gelangt.²⁷ Jedenfalls dürfte deutlich geworden sein, welche theologische und soziale Verhandlungsmasse in der scheinbar komödiantischen Verbindung zwischen beiden Heiratsaspiranten, dem entlaufenen Hofmeister und dem Dorfmadchen, bei Lenz aufgehäuft ist. Dies um so mehr, wenn man bedenkt, daß ihr Verhalten als Nebenfiguren die Partnerfindung der Hauptpersonen des Dramas ins Licht rücken und spiegeln soll.

IV.

Die Ehe, die der Kastrat Läufer-Mandel und seine »göttliche Lise« eingehen wollen, hat einen volkstümlichen Namen: Josephsehe. In ihrer irdischen Anomalie ahmt sie die göttliche Anomalie *der* christlichen Familie schlechthin nach, nämlich der Heiligen Familie.²⁸ Daß sie diesem Vorbild nur in komischer Brechung entspricht, hängt mit ihrer narrativen Funktion innerhalb des Stückes zusammen. Sie versammelt gleichsam die kruden Anteile einer solchen Postfiguration des Heiligen in sich, während die sublimeren Anteile für das zweite, stathöhere Paar reserviert bleiben.

²⁶ Ebd., S. 45.

²⁷ Zur Institution der keuschen Ehe: JO ANN MCNAMARA: Chaste Marriage and Clerical Celibacy. In: VERN L. BULLOUGH, JAMES BRUNDAGE (Hg.): *Sexual Practices the Medieval Church*. Buffalo, New York 1982, S. 22-33. – Zur Sitten-, Ehe- und Liebesreform des 18. Jahrhunderts vgl. meine Monographie *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München 1999, besonders S. 20 ff.

²⁸ Den Hintergrund dieser Überlegungen bildet meine Studie *Die Heilige Familie und ihre Folgen*. Frankfurt am Main 2000.

Läufer rückt schon durch seine Hofmeisterrolle in eine literarische Traditionslinie ein, die sein Schicksal vorzeichnet. In der fünften Szene des zweiten Aktes wird deutlich, daß sein Dasein nicht so sehr von psychologischen Entwicklungen als von Textvorgaben beherrscht ist. Man findet den Erzieher und seinen weiblichen Zögling in vertraulichem Miteinander. Gustchen liegt auf dem Bett und deklamiert, während sie Läuffers Hand küßt:

GUSTCHEN. *in der beschriebenen Pantomime*: O Romeo! Wenn dies deine Hand wäre. – Aber so verlässest du mich, unedler Romeo! Siehst nicht, daß deine Julie für dich stirbt – von der ganzen Welt, von ihrer ganzen Familie gehaßt, verachtet, ausgespien. *Drückt seine Hand an ihre Augen*. O unmenschlicher Romeo!

LÄUFER. *sieht auf*: Was schwärmst du wieder?

GUSTCHEN. Es ist ein Monolog aus einem Trauerspiel, den ich gern rezitiere, wenn ich Sorgen habe. *Läufer fällt wieder in Gedanken, nach einer Pause fängt sie wieder an*. Vielleicht bist du nicht ganz strafbar. Deines Vaters Verbot, Briefe mit mir zu wechseln; aber die Liebe setzt über Meere und Ströme, über Verbot und Todesgefahr selbst – Du hast mich vergessen... Vielleicht besorgtest du für mich – Ja, ja, dein zärtliches Herz sah, was mir drohte, für schrecklicher an als das, was ich leide. *Küßt Läuffers Hand inbrünstig*. O göttlicher Romeo!

LÄUFER. küßt ihre Hand lange wieder und sieht sie eine Weile stumm an: Es könnte mir gehen wie Abälard –

GUSTCHEN. *richtet sich auf*: Du irrst dich – Meine Krankheit liegt im Gemüt – Niemand wird dich mutmaßen – *Fällt wieder hin*. Hast du die Neue Heloise gelesen?
(II.5, 68f.)

Dieses *tête-à-tête* wird auf zwei Ebenen von einem metonymischen Glissando beherrscht: textuell und affektiv. Wenn Gustchen aus Shakespeares *Romeo and Juliet* deklamiert, so ist ihr wahrer Adressat Fritz von Berg, von dem sie ohne Nachricht geblieben ist und als dessen verlassene Geliebte sie sich empfindet. Ihr Kuß auf Läuffers Hand scheint ihre Rede von der Person des abwesenden auf die des anwesenden Mannes überzuleiten. Doch Läufer hat sich seinerseits in literarische Bezüge verstrickt. Er denkt an das Schicksal Abaelards, des nachmals berühmten mittelalterlichen Theologen, der eine Liebesbeziehung mit seiner Schülerin Heloisa einging und aus Rache von deren Verwandten kastriert wurde. Was wiederum Gustchen, die zeittypisch als lesesüchtige Schwärmerin dargestellt ist, dazu bewegt, die Rolle der Juliet Shakespeares gegen die Rolle von Rousseaus Julie einzutauschen – der Heldin der *Nouvelle Heloise*.

So oder so, ob als Abaelard in einer nur noch geistlichen Ehe mit Heloisa oder als entsagungsvoller St. Preux, der seine neue Heloïse an einen Dritten abtreten muß, - nach dem Programm der aufgerufenen Prätexte ist Läuffers Zukunft vorherbestimmt. Er schreitet denn auch den Weg seiner literarischen Vorgänger nach und wird die Buße für seine Liaison mit der Schülerin sogar eigenhändig an sich vollstrecken. Noch seiner späteren Braut Lise wird der Name Heloïsas einbeschrieben sein.

In der beschriebenen Szene kreuzen sich mithin beide Paare, werden Attribute, Namen und Epitheta übertragen. Während an Läubfers erotischer Stellvertreterfunktion kein Zweifel bleibt, bahnt Gustchens literarische Wahl bereits das gute Ende an. Sie wird sich nicht wie Juliet ihrer unmöglichen Liebe opfern, sondern wie Julie ihren Fehltritt überwinden. Und sie wird dies tun, indem sie in die Liebe des Vaters zurückkehrt – sowohl des irdischen als auch des himmlischen Vaters.²⁹

GUSTCHEN. *liegend, an einem Teich mit Gesträuch umgeben*: Soll ich denn hier sterben? – Mein Vater! Mein Vater! gib mir die Schuld nicht, daß du nicht Nachricht von mir bekommst. Ich hab meine letzten Kräfte angewandt – sie sind erschöpft – Sein Bild, o sein Bild steht mir immer vor den Augen! Er ist tot, ja tot – und für Gram um mich – Sein Geist ist mir diese Nacht erschienen, mir Nachricht davon zu geben – mich zur Rechenschaft dafür zu fodern – Ich komme, ja ich komme. *Rafft sich auf und wirft sich in Teich.* (IV.4,93)

Rede und Verzweiflungstat versehen die Gestalt des Mädchens mit einer religiösen Dimension. Wie bei Rousseaus Julie ist Gustchen von einer tiefen Vaterbindung geprägt und wie bei ihrem Romanvorbild ist diese Vaterbindung nicht allein familiärer, sondern vorrangig transzendenter Natur. Dadurch wird ihr nach den literarischen Referenztexten ein drittes Rollenvorbild eröffnet. Denn auch Gustchen wandelt sich nach ihrer unglückseligen Liebesaffäre, wenn nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach: »O sie hat bereut«, sagt ihr Vater von ihr, »wie keine Nonne und kein Heiliger. Aber was ist zu machen? Sind doch die Engel aus dem Himmel gefallen – Aber Gustchen ist wieder aufgestanden.« (V.12, 122)

Ihr Sturz in den Teich und die Rettung kommen einer Wiedergeburt gleich: Wiedergeburt als »englisches« (V.12, 122) Geschöpf. Als bekehrte Sünderin ließe sie sich mit Maria Magdalena vergleichen. Aber das Familienschema legt eine andere biblische Parallele nahe. Am Ende des Stückes erscheint Gustchen transfiguriert, eine himmlische Frauengestalt mit einem Kind auf dem Arm, dessen Herkunft mysteriöse Züge behält und das zuletzt von seinem prospektiven Stiefvater feierlich adoptiert wird. Die »Hure«, wie sie sich hat schimpfen lassen müssen (III.1, 76), ist mariengleich in die Ordnung der Familie zurückgekehrt.

Lenz hat in seinem Drama den Familiengründungsprozeß gleichsam verdoppelt und choreographisch auf vier Personen verteilt. Diese Anordnung erlaubt es ihm, den Realismus der Handlung mit religiösen Elementen zu durchsetzen. So widersprüchlich und lückenhaft solche Einsprengungen bleiben, als eines ihrer geheimen Strukturmuster läßt sich, wenn auch gleichsam kryptomnetisch entstellt, das Modell der Heiligen Familie entziffern. Gustchen und Lise, die Majorstocher und das Mädchen aus dem Volk, kommentieren

²⁹ Eingehend zur theologischen Dimension der Vaterschaft bei Lenz: SCHÖNE: Säkularisation, besonders S, 107 ff.

sich wechselseitig im Spannungsfeld weiblichen Verhaltens zwischen Reinheit und Fall. Nicht zuletzt ihre motivische Ahnherrin, die Nonne Heloisa, bringt sie mit mariologischen Traditionen in Verbindung. Läufer und Fritz von Berg übernehmen dagegen jeweils Anteile der Josephsfigur. Der eine schließt eine keusche Ehe; der andere tritt die Vaterschaft eines durch die Konversion der Mutter geheiligten Kindes an.

V.

Daß der natürliche Hergang der Dinge im *Hofmeister* Fragen offenläßt, muß also nicht dazu herausfordern, dem Text alternative natürliche Lösungen entlocken zu wollen. Vielmehr deutet die Auslassung des Zeugungsmoments – des im wörtlichen Sinn *prägnanten Moments* der Familiengründung – auf eine Dimension des Übernatürlichen und damit auf den allegorischen Subtext in Lenz' Schreibweise hin. Daß Familiengründungsgeschichten mehr oder minder kryptische Anleihen bei der Motivik der christlichen Heiligen Familie nehmen, ist im Familiendiskurs um 1800 keineswegs ungewöhnlich. Im Gegenteil, das Sitten- und Eheschrifttum der Zeit arbeitet an einer ideologischen Konstruktion, in der bürgerliche und Heilige Familie miteinander verschmelzen.³⁰ Das Erkenntnisprivileg der Dichtung, bei Lenz nicht anders als später bei Kleist, scheint darin zu bestehen, daß sie zwar an dieser ideologischen Konstruktion mitwirkt, zugleich aber die Inkonsistenzen und Verwerfungen ausstellt, die sich aus der Imputation heilsgeschichtlicher Ansprüche in die Welt der bürgerlichen Normen ergeben.

Denn auch die ›übernatürliche‹ Lesart des *Hofmeisters* geht nicht glatt auf; sie wird stilistisch und motivisch gebrochen. Wenn die Sittenreform der Aufklärung darauf abzielt, das natürliche Geschlechterverhältnis *als solches* spirituell zu überhöhen, dann führt Lenz' Drama weniger das Gelingen der entsprechenden ikonographischen Operationen als die Tatsache vor Augen, über welchem Abgrund sie vonstatten gehen. Das macht Lenz insofern überdeutlich, als er nicht nur die generative Achse der Familiengründungsgeschichte – die Frage der natürlichen/übernatürlichen Vaterschaft –, sondern auch das narrative Zentrum des Textes selbst unbesetzt läßt.

Für Lessing ist der prägnante Moment bekanntlich jener »einzig [...] Augenblick der Handlung«, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.«³¹ Auf die konsekutive Zeitform eines Schauspiels übertragen, wäre darunter wohl der dramatische Wendepunkt zu verstehen, in dem sich die Vorgeschichte des Konflikts und seine Auflösung konzentrieren. Im *Hofmeister* müßte das der Augenblick sein, der die Versöhnung zwischen den

³⁰ Vgl. meine *Heilige Familie und ihre Folgen*, S. 175 ff.

³¹ GOTTHOLD EPHRAIM LESSING: Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. In: DERS.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. von WILFRIED BARNER u.a. Bd. 5.2. Frankfurt am Main 1990, Kap. XVI, S. 117.

Söhnen Fritz und Pätus mit ihren Vätern einleitet. Diesen Augenblick gibt es tatsächlich, aber er beruht weder auf der Abkehr der Söhne von ihrem leichtfertigen Leben noch auf der inneren Wandlung der Väter. Beides findet erst nachträglich statt. Der große Umschwung der Dramenhandlung, der das Verhältnis zwischen den Generationen wieder ins Lot bringt und auf diesem Weg Ehen stiftet, geht aus keiner moralischen Entwicklung hervor: es ist ein Lottogewinn.

PÄTUS. [...] Hier, Papa, ist das Geld, das Sie zu meiner Erziehung in der Fremde angewandt; hier ist's zurück und mein Dank dazu: es hat doppelte Zinsen getragen, das Kapital hat sich vermehrt und Ihr Sohn ist ein rechtschaffener Kerl worden.

(V.12, 123)

In der Mitte des fünften Akts empfängt Fritz einen denunziatorischen Brief Seiffenblases, der ihn von dem Fehltritt seiner Geliebten und von ihrem angeblichen Selbstmord in Kenntnis setzt (V.6, 106f.) Eine verzweiflungsvolle Szene, zumal die materielle Lage der beiden Studenten eine schnelle Heimreise nicht erlaubt. Pätus weiß nur noch einen Rat: Hoffnung auf Post von der Hamburger Lotterie. Während in der folgenden Szene, die im heimischen Insterburg spielt, schon die beiden Bräute präpariert werden, kehrt nach einem neuerlichen Schauplatzwechsel Pätus triumphierend mit einem Beutel Gold in Bergs Studierstube zurück. Das »Schicksal« (V.8, 110) hat seinen Erwartungen entsprochen. Er kann seine Schulden bezahlen und die Verbindlichkeiten gegen seinen Vater abgelden. Die Härte und Verständnislosigkeit der Väter sind mit einem Schlag bedeutungslos geworden; und ebenso abrupt kann sich der wiedergefundene Sohn nun als »rechtschaffener Kerl« präsentieren.

Nichts davon ist *notwendig* im Sinn der klassischen Dramatik. Wenn sich die Figurenpsychologie im *Hofmeister* um eine Achse dreht, dann ist es die Achse des Zufalls, der Kontingenz. Lenz exponiert damit ein weiteres Mal den Mangel an realistischen Kausalverknüpfungen in seinem Stück. Während er diesen generischen Mangel im einen Fall, nämlich in bezug auf die Leerstelle der biologischen Vaterschaft, durch ein (seinerseits unvollständiges) System christlicher Postfigurationen überwölbt, läßt er ihn in der Gesamtkomposition seines Dramas gleichsam blank hervortreten. Statt sich auf natürliche Kausalität zu verlassen, nimmt er zwei von außen her eingreifende Handlungsgeneratoren zu Hilfe: das Übernatürliche und die Kontingenz. Schärfer formuliert, erscheint das Übernatürliche lediglich als eine bestimmte Lesart, eine semantische Auffüllung des Zufallsprinzips. Das Schauspiel treibt seine Fügungen und Figurationen aus dem Nichts statistischer Unwahrscheinlichkeit hervor. Dem Ideal der kontrakten, Bedeutung speichernden Zeit, um das es Lessing im *Laokoon* zu tun ist, stellt Lenz ein Zeitmodell kontingenter Augenblicksreihen entgegen. Wo andere den prägnanten Moment gestalten, setzt er eine Leerstelle ein.